



BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh
Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Nan Shepherd

Der lebende Berg

Eine Huldigung der Cairngorms

Mit einer Einführung
von Robert Macfarlane

Aus dem Englischen
von Judith Zander

Büchergilde Gutenberg



Inhalt

Vorwort von Julia Finkernagel	7
Karte der Cairngorms	11
Robert Macfarlane: Einführung	13
Vorwort	45
Eins. Das Plateau	49
Zwei. Die Schluchten	58
Drei. Die Gruppe	65
Vier. Wasser	72
Fünf. Frost und Schnee	80
Sechs. Luft und Licht	93
Sieben. Leben: Die Pflanzen	102
Acht. Leben: Vögel, Vierfüßer, Insekten	115
Neun. Leben: Der Mensch	133
Zehn. Schlaf	149
Elf. Die Sinne	157
Zwölf. Sein	167
Anmerkungen der Übersetzerin	172
Literaturverzeichnis	184

Vorwort

von Julia Finkernagel

Keuchend stapfe ich hinter Nan Shepherd einen schmalen Bergweg in die Cairngorms hinauf. Im Morgengrauen. Einem schottischen, wohlgerukt. Es ist nasskalt, nebelfeucht, geröllgrau und unwirtlich. Macht ihr gar nichts. Energisch marschierst du voran, ich steige ihrer Beschreibung hinterher. Nan hält mich bei Laune wie ein wanderunwilliges Kind. Sieh mal, da am Horizont, die Formen der Klüfte, und oh, hier unten, wie magisch der Tau glitzert! Und heute Mittag erst, wenn wir oben sind, da wirst du staunen – über das grünste Grün, in das du je einen Zeh getunkt hast. Nur noch ein Stückchen. Bald machen wir Pause. Sie bringt eiserne Disziplin auf, koppelt diese aber mit der Fähigkeit, voll und ganz in Genuss aufzugehen – ich kannte mal jemanden, der auch so war. Aber ich komme gerade nicht drauf.

Nan Shepherd hat sich in ein schottisches Bergmassiv verliebt und es über viele Jahrzehnte hinweg unzählige Male bewandert, vor allem in den späten Kriegsjahren. Sie schreibt ihm einen ausführlichen Liebesbrief (dieses Buch!), schickt ihn aber erst dreißig Jahre später ab, 1977. Ja, sie liebt dieses Gebirge auf Lebenszeit, und ich glaube, ihre Liebe beruht auf Gegenseitigkeit. Also begleite ich die Hobby-Bergsteigerin still und staunend (denn geschwätzige Wandergefährten schätzt sie gar nicht). Dabei geschieht etwas mit mir: Ich öffne mich, leere mich aus. (Und verliebe mich fast selbst in ein Stückchen leuchtendes Moos.)

Mal schreitet sie neben mir her und schiebt mein Kinn behutsam, aber beharrlich in eine bestimmte Richtung, ein anderes Mal hält sie sich hinter mir und folgt mit den Augen meinem Blick. Sachte zeigt sie über meine Schulter auf etwas, das ich zwar sehen, aber (noch) nicht richtig wahrnehmen kann. Oder aber sie kniet neben mir, tippt mich an und hält mir eine Lupe unter die Nase.

Nan Shepherd – diese unglaublich coole Socke – ist eigentlich Englisch-Dozentin und betrachtet es als ihre heimliche Aufgabe, »ein paar der Studenten vor der völligen Anpassung an das altbewährte Muster zu bewahren«. Humor hat sie nämlich auch. Also nimmt sie einige von ihnen mit in die Berge und setzt sie dort den Naturgewalten aus. Die Rosskur eben. Macht sie auch mit mir. Dabei ermutigt sie mich zu tun, wonach ich mich so oft sehne, was ich mir jedoch viel zu häufig nicht erlaube: in die Natur zu gehen und darin die Zeit zu vergessen. Gedanken abstreifen, Sinne schärfen. Einfach mal sein. Ihre Beobachtungen und Beschreibungen des immer gleichen und doch immer anderen Bergmassivs sind so präzise wie die einer Wissenschaftlerin, dabei so leidenschaftlich und liebevoll wie die einer verknallten Dichterin. Ihre beinahe schon spirituelle Geo-Poesie ist ungemein ansteckend ... Außerdem legt sie mir etwas ans Herz, das ich als Kind vehement abgelehnt habe, heute dagegen ungemein genieße (wenn auch immer mit dem Anflug eines schlechten Gewissens): ein Schläfchen machen, tagsüber! Die Königsdisziplin: draußen in der Natur. Wer es noch nie probiert hat und unsicher ist, ob das was sein könnte, wird sich von Nan Shepherd überzeugen lassen. Mich hat sie jedenfalls.

So trage ich ihr Buch auf einer Wanderung durch die norditalienischen Alpen bei mir, und allein seine Anwesenheit in meinem

Rucksack lässt mich den Weg unter meinen Wanderschuhen und die Welt drumherum aufmerksamer betrachten, als ich es zuvor getan habe. Die mächtigen Konturen der Berge, darin kleinere Elemente: Baumgruppen, Felsen, Bergwiesen. Und noch weiter untergeordnet – einsortiert – die Pflanzen, Steine, Pfützen, Halme. Sogar eine grün glitzernde Fliege auf einem dampfenden Eselshaufen – alles betrachte ich plötzlich mit neuer Hingabe. Da will ich mehr von!

Nan Shepherd lehrt mich nicht erst beim Wandern, sondern bereits beim Lesen, wofür andere Yoga- oder Meditationskurse buchen: Stille, Alleinzeit, die schiere Achtsamkeit. Es ist ein wunderbares Buch zum Nachmachen!

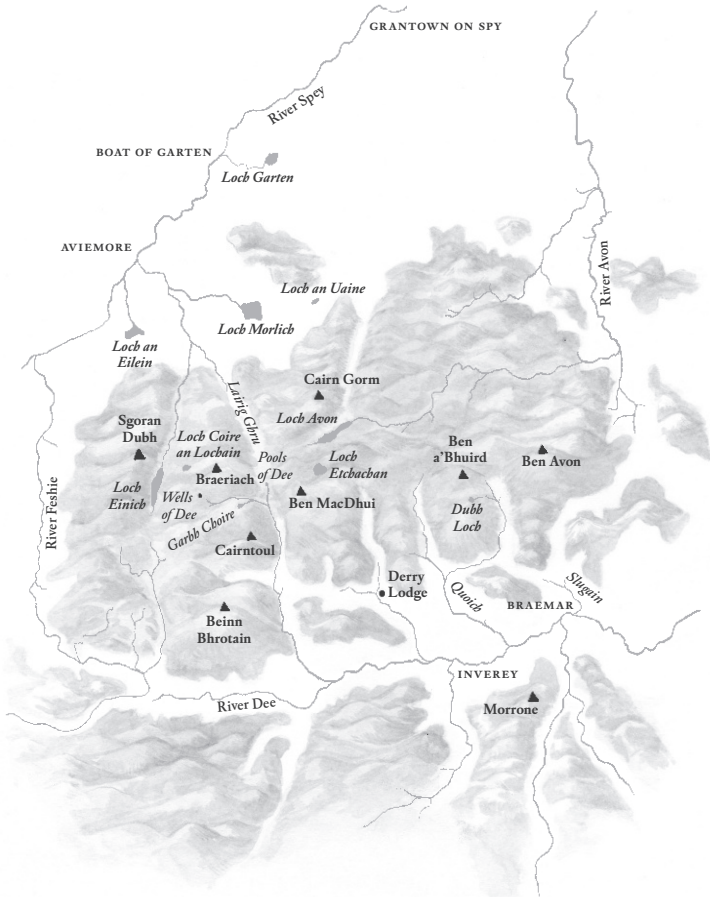
Überhaupt. Unmerklich hat sich etwas gewandelt. Ich will gar keine Pause mehr machen. Ich möchte weiter wandern, Shepherds Windhauch hinterher! Wandern aus purer Lust darauf. Selbst erfahren, fühlen, spüren. Und dafür früh aufstehen!

(Plötzlich fällt mir wieder ein, wer noch so drauf war: meine Oma.)

Allerdings wird mir auch bewusst, dass ich ab jetzt nie mehr alleine wandere: Nan Shepherd ist fortan wohl immer dabei. (Und Oma.) Das hat ihr Buch mit mir gemacht!

Und vielleicht auch bald mit Ihnen ...

Die Cairngorms



10 Kilometer / 6,2 Meilen

Der lebende Berg

Vorwort

Dreißig Jahre im Leben eines Berges sind nichts – ein Lidschlag. Und doch sind in den dreißig Jahren, seit dieses Buch geschrieben wurde, den Cairngorms viele Dinge zugestoßen, teils spektakuläre Dinge, die sie in die Presse brachten und auf die Fernsehschirme:

Aviemore explodiert und platzt aus allen Nähten.

Bulldozer wühlen sich wütend den Hügel hinauf.

Straßen werden gebaut und erneuert, wo niemals zuvor Straßen waren.

Skifahrer, geschwind, beschwingt, beherrscht, Wunder an Anmut und Präzision, schießen herab und schnellen empor – oder straucheln – doch alle voll Heiterkeit.

Sessellifte schwingen auf und ab (und ein kleiner Junge fällt herunter und stirbt).

Ein Restaurant brummt in der Höhe, und zwischen ihm und dem Gipfel Cairn Gorm wächst schäbig das bloße Heidekraut, schmutzig vom Schürfen der Stiefel (zu viele Stiefel, zu viel Bewegung, doch dann wiederum: wie viel Erhebung für wie viele Herzen). Neue Hütten werden für Bergsteiger errichtet. Ein Cottage bei Muir of Inverey wird vergrößert und als Ferienhaus für Cairngorm-Clubmitglieder ausgestattet, die Mitglieder selbst legen den Fußboden und bauen die Doppelstockbetten auf.

Glenmore beherbergt und schult die Lernwilligen. Fertigkeiten werden gelehrt und geprüft. Junge Soldaten lernen die Techni-

ken des Abenteuers*. Orientierungsläufer schwärmen über die Gegend aus (doch der Lairig Ghru ist bis jetzt nicht zu zähmen als Teil eines National->Weges).

Rentiere tauchen nicht mehr nur versuchsweise auf, sondern siedeln sich an.

The Nature Conservancy stellt sichere Rückzugsorte für Vogel, Wildtier und Pflanze bereit (doch schreckt Landstreicher ab, derer ich, schamlos, einer war – ein Eckengucker).

Ökologen untersuchen Wachstumsmuster und Erosionsprobleme und besäen verödete Hänge neu.

Der Bergrettungsdienst verrichtet seine großartige Arbeit, Verletzte werden mit dem Hubschrauber von Felsvorsprüngen aufgelesen, die Gefundenen, die Erschöpften in Sicherheit gebracht.

Und einige werden nicht gerettet. Einen Mann und ein Mädchen findet man, Monate zu spät, weit abseits ihres Pfades, das Mädchen auf abgeschürften Händen und Knien, wie es, sich festkrallend, versuchte, einen Weg durch die Verwehungen zu finden. Ich sehe noch immer ihr lebendiges Gesicht vor mir (sie war eine meiner Studentinnen), ein gesundes, eifriges, glückliches Gesicht. Sie hätte alt werden sollen. Siebzig Männer mit Hunden und Hubschrauber machen sich auf die Suche nach einem einzelnen Skiläufer, der nicht zurückkehrte und schließlich tot aufgefunden wird. Und eine Gruppe von Schulkindern, verspätet, verfehlt die Hütte, in der sie hätten übernachten sollen. Sie suchen Schutz hinter einem Schneewall, doch am Morgen, trotz aller heroischen Anstrengungen ihrer Leiterin, sind nur noch sie und ein Junge am Leben.

All dies sind Dinge, die mit Menschen zu tun haben. Doch ihr Hintergrund ist der Berg selbst, seine Substanz, seine Macht, sei-

ne Struktur, sein Wetter. Er ist grundlegend für alles, was Menschen mit ihm oder auf ihm tun. Gäbe es ihn nicht, hätten sie diese Dinge nicht getan. So mögen dreißig Jahre die Dinge verändern, die sie tun, doch ihn an sich zu kennen, bildet noch immer den Kern ihrer Künste. Und das ist es, was ich vor dreißig Jahren in diesem Manuskript anstrebte. Es wurde während der letzten Jahre des Zweiten Weltkriegs und den darauffolgenden geschrieben. In jener verstörten und unsicheren Welt war es mein geheimer Ort der Ruhe. Der Einzige, der damals dieses Manuskript las, war Neil Gunn, und dass es ihm gefiel, nicht überraschend, denn unsere Geister trafen sich in genau den Erfahrungen, die ich mich bemühte zu beschreiben. Er machte ein paar Vorschläge hinsichtlich einer Veröffentlichung, fügte jedoch hinzu, dass es angesichts der herrschenden Umstände schwer würde, einen Verleger zu finden. Auf seine Anregung hin schrieb ich einen Brief und erhielt eine höfliche und ablehnende Antwort, und das Manuskript wanderte in eine Schublade und hat all die Zeit seitdem dort gelegen. Jetzt, als alte Frau, fange ich an aufzuräumen, und beim Wiederlesen stelle ich fest, dass die Erzählung von meinem Verhältnis mit einem Berg heute noch genauso gültig ist, wie sie es damals war. Dass es ein Liebesverhältnis war, ist deutlich genug; doch Liebe, die mit Inbrunst verfolgt wird, ist einer der Wege zur Erkenntnis.

NAN SHEPHERD

August 1977

Eins Das Plateau

Der Sommer auf dem Hochplateau kann köstlich wie Honig sein, ebenso eine drückende Heimsuchung. Für die, die diese Landschaft lieben, ist beides gut, denn beides ist Teil ihrer ureigenen Natur. Und ihre ureigene Natur zu erkennen, ist das, worum es mir hier geht. Zu erkennen im Sinne der Erkenntnis, die ein Lebensprozess ist. Dies geschieht nicht spielend leicht, noch in einer Stunde. Es handelt sich um eine Erzählung, die zu langsam für die Ungeduld unseres Zeitalters ist, in ihrer Bedeutung nicht unmittelbar genug für seine dringenden Probleme. Dennoch hat sie ihren eigenen außergewöhnlichen Wert. Sie ist, zunächst einmal, ein Mittel gegen vorschnelle Einschätzung: man kennt den Berg nie ganz genau, noch sich selbst im Verhältnis zu ihm. Wann auch immer ich auf ihnen unterwegs bin – diese Berge halten stets Überraschungen für mich bereit. Sie werden einem nicht langweilig.

Die Cairngorm Mountains sind eine Anhäufung von Granit, aufgeworfen durch die Schiefer und den Gneis, die die niedrigeren umgebenden Hügel bilden, abgeplattet von der Eiskappe und gespalten, zertrümmert und verschoben von Frost, Gletschern und der Kraft fließenden Wassers. Ihre Physiognomie verzeichnen die Geografiebücher – so und so viele Quadratkilometer, so viele Lochs, so viele Gipfel höher als 1000 Meter – aber sie geben nur ein blasses Abbild ihrer Wirklichkeit, die wie jede Wirklichkeit von höchster Bedeutsamkeit für den Menschen eine Wirklichkeit des Geistes ist.

Das Plateau ist der wahre Gipfel dieser Berge; sie müssen als ein einziger Berg gesehen werden, und die Einzelgipfel, Ben MacDhui, Braeriach und die anderen, obschon gesondert voneinander durch Spalten und tiefe Senken, sind nicht mehr als Wirbel auf der Plateauoberfläche. Man richtet den Blick nicht zu spektakulären Bergspitzen hinauf, sondern von den Spitzen hinab in spektakuläre Klüfte. Das Plateau selbst ist nicht spektakulär. Es ist kahl und sehr steinig, und da es bis Norwegen nichts Höheres gibt (außer der Spitze des Ben Nevis), wird es vom Wind attackiert. Schnee bedeckt das Plateau die Hälfte des Jahres und manchmal ist es einen Monat lang ununterbrochen von Wolken verhüllt. Was dort wächst, sind Moos, Flechte und Riedgras und im Juni die Blütenpolster der Silene – des Stängellosen Leimkrauts – in leuchtendem Rosa. Mornellregenpfeifer und Schneehuhn nisten auf ihm, und Quellen sickern aus seinem Felsgestein. Verglichen mit kontinentalen Maßen ist seine Höhe nichts Besonderes – etwa 1200 Meter –, aber für eine Insel nicht unbeträchtlich, und so wie die Winde freie Bahn haben, hat sie auch das Auge. Es herrscht Inselwetter, kein Kontinent, der es stabilisiert, und diese Landschaft besitzt so viele Erscheinungen wie es Abstufungen des Lichtes gibt.

Das Licht in Schottland ist von einer Beschaffenheit, die mir nirgendwo anders begegnete. Leuchtend, jedoch ohne Schärfe, dringt es in unermessliche Fernen mit müheloser Intensität vor. So sieht man an einem klaren Tag, ohne ein Gefühl von Anstrengung, vom Morven in Caithness bis zu den Lammermuirs und über den Ben Nevis hinaus bis nach Morar. Zu Mittsommer musste ich überzeugt werden, dass ich nicht noch weiter als bis dort hinaus sah. Ich hätte schwören können, dass ich deutlich und blau ein Gebilde sah, sehr klar und klein, weiter weg als jeder Berg, den die Karte verzeichnete. Die Karte war gegen mich, meine Ge-

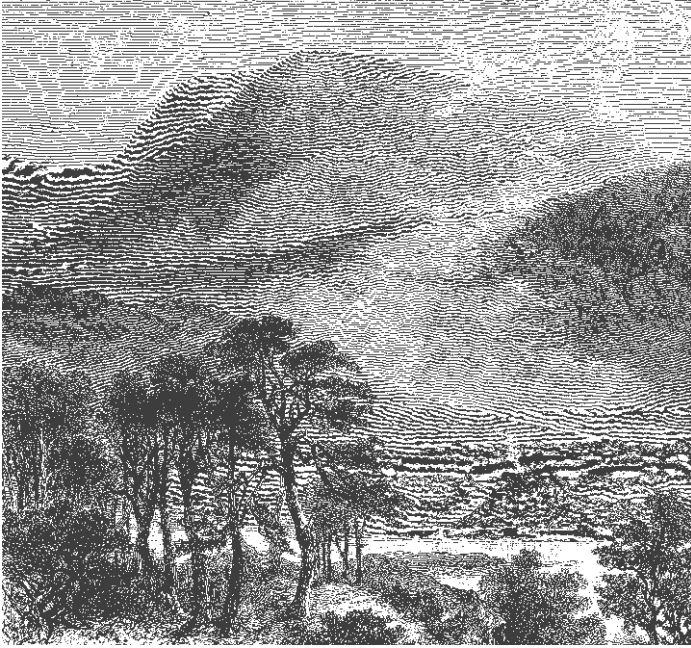
fährten waren gegen mich, ich sah es niemals wieder. An einem Tag wie jenem steigt einem die Höhe zu Kopfe. Vielleicht war es das verschollene Atlantis, ins Blickfeld gerückt für einen Moment außerhalb der Zeit.

Die Flüsse, die über die Ränder des Plateaus fallen, sind klar – Avon ist in der Tat zu einem anderen Wort für Klarheit geworden: Starrt man in seine Tiefen, verliert man jeglichen Zeitsinn, wie der Mönch in der alten Geschichte, der der Amsel lauschte:

*Water of A'n, ye rin sae clear,
'Twad beguile a man of a hundred year.**

Seine Wasser sind weiß, von einer so absoluten Klarheit, dass es kein Bild für sie gibt. Nackte Birken im April, nach heftigem Regen von der Sonne beschienen, könnten eine Vorstellung von ihrer Leuchtkraft geben. Doch das wäre zu sensationell. Die Weißheit dieser Wasser ist einfach. Sie sind elementare Transparenz. Wie Rundheit oder Stille ist ihre Eigenschaft natürlich, aber so selten in absolutem Zustand zu finden, dass wir, wenn wir sie doch einmal so vorfinden, sehr erstaunt sind.

Der junge Dee hat dort, wo er aus dem Garbh Choire herausfließt und sich mit dem Wasser der Lairig Pools vereinigt, die gleiche erstaunliche Transparenz. Solch klares Wasser kann man sich nicht vorstellen, man muss es sehen. Man muss zurückkommen, und immer wieder zurückkommen, um es anzuschauen, denn in der Zwischenzeit weigert sich das Gedächtnis, sein Leuchten nachzubilden. Das ist einer der Gründe, warum das Hochplateau, wo diese Flüsse entspringen, die Flüsse selbst, ihre Wasserfälle und felsigen Betten, die Talkessel, der ganze wilde Zauber wie ein Kunstwerk immer wieder neu erscheinen, wenn man zu ihnen zurückkehrt. Der Geist kann nicht alles behalten, was das Plateau zu geben hat, noch hält er immer für möglich, was er behielt.



Ben Nevis

Also steigt man wieder hinauf, zu den Quellen. Hier beginnt das Leben der Flüsse – Dee und Avon, der Derry, der Beinnie und der Allt Druie. In diese reinen und furchterregenden Flüsse gehen der Regen, die Wolken, der Schnee der hohen Cairngorms ein. Sie entspringen aus dem Granit, sonnen sich ein wenig auf dem ungeschützten Plateau und fallen durch die Luft hinab in ihre Täler. Oder bahnen sich ihren Weg unter Schneewehen hindurch, brechen tumultartig hervor. Oder hängen in einem Gewirr aus

Eisschnüren von den Felswänden. Man kennt die Flüsse nicht, solange man sie nicht an ihren Quellen gesehen hat, aber diese Reise zu den Quellen ist kein leichtes Unterfangen. Man wandelt unter Elementarkräften, und Elementarkräfte sind nicht beherrschbar. Es wird auch in einem selbst durch den Kontakt Elementares geweckt, das so unvorhersehbar ist wie Wind oder Schnee.

Dies könnte den Eindruck erwecken, es sei schwierig, das Hochplateau der Cairngorms zu erreichen. Doch nein, nichts dergleichen. Bei klarer Luft und im endlosen Tageslicht des nördlichen Sommers gibt es keinen Gipfel, der nicht von einem mäßig kräftigen Wanderer gefahrlos erreicht werden kann. Ein athletischer Wanderer wird gleich ein paar Gipfel erobern. Rekordwanderer werden innerhalb von vierzehn Stunden Fähnchen auf alle sechs Gipfel stecken. Das mag Spaß machen, erweist sich aber als fruchtlos. Den Kampf mit dem Berg aufzunehmen, ist notwendig für jeden Bergsteiger, aber lediglich gegen andere anzutreten und ein Rennen daraus zu machen, bedeutet, auf ein bloßes Spiel zu reduzieren, was in erster Linie eine Erfahrung sein sollte. Dennoch, welch eine Rennstrecke für diese Jungs! Die Hügel und ihre eigenen Körper gut genug zu kennen, um diese Großtat zu wagen, darin besteht ihre wahre Leistung.

Neue Routen den Felsen hinauf zu meistern, ist eine andere Sache. Granit, aus dem die Cairngorms bestehen, verwittert zu glatt und rechtwinklig, um die besten Bedingungen für Felskletterer zu bieten. Und doch liegt solch eine Herausforderung in der Erhabenheit der Talkessel, dass Kletterer sie nicht unangetastet lassen können.

Der Wanderführer und das *Cairngorm Club Journal* verzeichnen die bezeugten Aufstiege samt Daten vom Ende des letzten Jahrhunderts an. Doch frage ich mich, ob der ein oder andere Jungspund es nicht auch schon früher versucht hat. Es gibt einen

Bericht über einen Schäfer, der vor anderthalb Jahrhunderten zusammen mit seinem Hütehund erfroren auf einem Vorsprung des Braeriach-Kliffs gefunden wurde. Er wanderte zweifellos zu Fuß dorthin, in einem Schneesturm, doch die Männer, die seine Leiche von dort hinunterbrachten, muss es ziemliche Kraft gekostet haben; und ich glaube schon, dass es in diesem zähen Menschenschlag junge Hitzköpfe gab, für die das Erklimmen einer Felswand nichts Neues war. Dr. George Skene Keith berichtet in seinem *General View of Aberdeenshire*, dass er 1810 das Bett des Dee-Wasserfalls hinaufkraxelte, und Professor McGillivray erzählt in seiner *Natural History of Braemar*, wie er als Student im Jahre 1819 von der Aberdeen University in seine westliche Heimat quer durch die Cairngorm-Gruppe wanderte, sich ohne Weiteres zum Schlafen am Fuße der Braeriach-Steilhänge niederlegte und am nächsten Morgen seinen Weg aus dem Kessel heraus, in dem er übernachtet hatte, schnurstracks bergauf fortsetzte. Bei einem späteren Besuch, der Flora dieser Berge auf der Spur, scheint er fast mit der Leichtigkeit eines Rehs die Felszacken hinauf- und hinuntergesprungen zu sein. Es gibt indes in einigen dieser Talkessel auf- und abwärts führende Wege, die von jedem leichtfüßigen und besonnenen Bergwanderer erklettert werden können, und es handelt sich zweifellos um die von den früheren Abenteurern benutzten. Die Faszination der späteren Unternehmungen liegt im Finden von Wegen, die ohne Seil unmöglich zu bewältigen sind; und es gibt immer noch viele Wände an diesen Abhängen, an denen kein Aufstieg versucht worden ist. Einer meiner jungen Bekannten hat kürzlich eine neue Route aus dem Garbh Choire von Braeriach erschlossen, über bis dahin unerklommenes Felsgestein. Für ihn, einen der eifrigsten jungen Bergfreunde, die ich kenne (er wurde mir beschrieben als »ein kleiner schwarzer Bursche, beladen mit einem Packen so groß wie er selbst, einen

Ausdruck der Ferne in seinen Augen«, und als solchen erkannte ich ihn an einem Endbahnhof), ist das bloße Aufstellen eines Rekords von sehr geringer Bedeutung. Was er schätzt, ist eine Aufgabe, die ihn, während sie ihm alles, was er hat und ist, abverlangt, völlig absorbiert und somit loslöst.

Es wäre natürlich schlichtweg dumm anzunehmen, dass die Rekordbrecher die Berge nicht liebten. Die, die sie nicht lieben, steigen nicht hinauf, und die, die es tun, können niemals genug davon bekommen. Es ist ein Hunger, der mit dem Essen wächst. Wie das Trinken und die Leidenschaft, steigert er das Leben bis zur reinen Herrlichkeit. Im Schottischen sagt man, eigentlich gebräuchlich zur Beschreibung eines Mannes *abune himsel** vor Trunkenheit, man sei ›abgehoben‹, ›entrückt‹, ein bisschen irre, in den Augen der Leute, die nicht auf Berge steigen.

Entrückt mag ein zu starker Ausdruck für jene beglückende Losgelöstheit des Körpers sein, die beim Bergsteigen entsteht; trotzdem könnte es einem nüchternen Zuschauer scheinen, es ginge dort einer sicher über gefährliche Stellen mit der heiteren Unbekümmertheit, von der man sagt, sie sei das Zeichen der Todgeweihten. Wie viel dieser heiteren Sicherheit das Ergebnis von perfekt trainiertem und koordiniertem Körper und Geist ist, erkennen nur Bergsteiger selbst; auch besteht keinerlei Notwendigkeit, dem Wirken eines Gottes entweder die heitere Sicherheit zuzuschreiben oder den Tod, der gelegentlich, jedoch selten, die Folge sein mag. Letzterer, falls er sich doch ereignet, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Ergebnis von Unachtsamkeit – des Versäumnisses, vor lauter Begeisterung die Eisschicht auf dem Stein zu bemerken, des Vertrauens auf sein erstaunliches Glück statt auf seinen Kompass, vielleicht bloß, im Glühen vollkommenen körperlichen Wohlbefindens, die Folge eines Überschätzens des eigenen Durchhaltevermögens.

Aber es gibt ein Phänomen in Verbindung mit dieser *Entrücktheit*, dessen Kenntnis ich eingestehen muss. Oft erinnerte ich mich, zu Hause in meinem Bett, der Orte, die ich leichthin ohne jedes Angstgefühl überquert hatte, und mir wurde kalt, wenn ich nun an sie dachte. Es scheint mir dann, dass ich niemals dorthin zurückkehren könne; meine Angst raubt mir allen Mut, mein Mund ist voller Entsetzen. Doch kehre ich zurück, trägt mich der gleiche Aufschwung des Gemüts hinauf. Gott oder kein Gott, ich bin wieder *entrückt*.

Die *Entrückung* selbst scheint mir physiologischen Ursprungs zu sein. Die, die sie erleben, verfügen über eine besondere körperliche Veranlagung, die sich am freiesten und lebendigsten in der Höhe entfaltet (obschon sich dies natürlich nur auf menschenmögliche Höhen bezieht und keineswegs auf jene, für die eine langsame und mühsame Akklimatisation notwendig ist). Während sie aufsteigen, wird die Luft dünner und anregender, der Körper fühlt sich leichter an und sie klettern mit weniger Kraftaufwand, bis Dantes Gesetz des Aufstiegs auf den Läuterungsberg zu einer physischen Wahrheit zu werden scheint: »Dieser Berg ist so beschaffen, dass schwierig er beim untren Anfang deucht und leichter wird, je höher man emporsteigt.«*

Zuerst hatte ich geglaubt, dass diese Leichtigkeit des Körpers eine allgemeine Reaktion auf dünnere Luft sei. Es überraschte mich festzustellen, dass einige Leute unter Unwohlsein litten in Höhen, die mich befreiten, jedoch glücklich waren in Tälern, die mich ersticken. Dann begann ich zu erkennen, dass unsere Vorlieben mehr mit unseren physiologischen Eigenheiten zu tun haben, als wir zugeben. Ich bin eine Bergliebhaberin, weil mein Körper am besten in der dünneren Höhenluft funktioniert und dort sein Hochgefühl dem Geist mitteilt. Das Gegenstück dazu, könnte man meinen, veranschaulicht sich im Extrem jener Mat-

tigkeit, unter der ich litt, als ich etwa drei Kilometer unterirdisch in den Ardennenhöhlen zurücklegte. Dies war offensichtlich kein Fall von ermüdetem Geist, dessen Erschöpfung sich auf den Körper überträgt, denn ich war ja bezaubert von der Seltsamkeit und Schönheit dieser unterirdischen Hohlräume. Hat man dazu noch Augen wie ich, deren normaler Fokus auf Ferne eingestellt ist, wird ein Entzücken an der Weite des Raumes, die sich von den Berggipfeln eröffnet, ebenfalls zu einer perfekten Anpassung an physiologische Gegebenheiten. Die Kurzsichtigen können Berge nicht so lieben wie die Weitsichtigen. Der fortwährende Rhythmus der Bewegung in einem langen Aufstieg trägt ebenfalls seinen Teil dazu bei, das Gefühl körperlichen Wohlbefindens hervorzurufen, und keine maschinelle Art des Hinaufgelangens kann es damit aufnehmen.

Diese körperliche Leichtigkeit verbindet sich dann, in der ausgedünnten Luft, mit der Freisetzung des Raumes, um all jenen Berg-*Entrücktheit* zu verursachen, die anfällig für solch eine Krankheit sind. Denn es ist eine Krankheit, sie untergräbt den Willen und verdrängt das Urteilsvermögen: doch eine Krankheit, von der die Betroffenen niemals geheilt zu werden verlangen. Weil dieser Unsinn der Physiologie sie letztlich überhaupt nicht erklärt. Was? Bin ich so ein Sklave, dass ich nur, wenn mein Fleisch sich beschwingt fühlt, frei sein kann? Nein, es steckt mehr hinter dem Verlangen nach einem Berggipfel als perfekte physiologische Anpassung. Was dieses Mehr ist, liegt innerhalb des Berges. Etwas bewegt sich zwischen mir und ihm. Ort und Geist mögen sich gegenseitig durchdringen, bis beider Natur verändert ist. Ich kann nicht sagen, was diese Bewegung ist, außer, indem ich sie erzählend nachvollziehe.